



Lehrerin werden – das war mein Ziel von klein auf. Etwas Anderes wollte und konnte ich mir nicht vorstellen.

Als Schülerin einer kleinen Gesamtschule genoss ich es, Grössere neben mir sitzen zu haben, die mir schöne Buchstaben vorschrieben oder Rechnungen erklärten. Noch mehr gefiel mir, den späteren „Kleinen“ etwas beizubringen. Lehrerin sein, inmitten von Kindern zu leben, das war mein Wunsch.

So wurde ich Lehrerin. Mit 20 Jahren stand ich vor einer Klasse mit 40 Erstklässlern – und war glücklich.

Fünf Jahre später - ich stand vor einem Auslandsaufenthalt – überredete mich ein mir unbekannter Schulratspräsident, eine dreiwöchige Stellvertretung in seinem Dorf zu übernehmen. Es handelte sich um eine so genannte Hilfsklasse mit 12 Schülern im Alter von 12 bis 16 Jahren. „Bitte kommen Sie. Sie schaffen das schon“, meinte er .

Ich sollte diese drei Wochen nie mehr vergessen.

Am ersten Morgen, eine Stunde vor Schulbeginn, traf ich den Schulabwart. „Was, Sie hat man hierher bestellt?! Die sind ja wohl.....!“ Dann zeigte er mir das Schulzimmer. „Sehen Sie die Löcher an der Decke? Scheren haben sie da hinauf geworfen. Sehen sie die abgebrochenen Haken? Die sind doch gewaluttätig! Also an Ihrer Stelle würde ich....“

Später kam der Kollege von nebenan, ein älterer Lehrer. Konsterniert schaute er mich an:

„Was, eine so junge Lehrerin??! Also, wenn du Hilfe brauchst, klopfe bei mir.“

Pünktlich um 8 Uhr wurde die Tür aufgerissen und die Schüler polterten herein. Es war wohl das einzige Mal in den drei Wochen gewesen, dass sie alle pünktlich erschienen.

Es wurde ein grässlicher Tag für mich.

Meine Lektionen hatte ich peinlich genau vorbereitet gehabt, abwechslungsreicher Ablauf, Wandtafelarstellung, Arbeitsblätter, alles. Das Thema konnte auch nicht daneben sein, der Klassenlehrer hatte es mir brieflich empfohlen. „Jesses Gott, isch das en huere Saich“, war der immer wiederkehrende Kommentar der aktiven Schüler. Andere sassen lustlos am Platz und schmierten etwas vor sich hin. Von

Arbeiten keine Spur. Plötzlich flogen zerbrochene Bleistifte an die Wandtafel. Der „Alpha“ leerte gerade sein Etui und warf es auch noch hintennach. Nach der Pause schleppten und stiessen sich die Schüler gegenseitig die Treppe hinauf ins Schulzimmer zurück. Hochrote Gesichter, blutende Nasen – es hatte eine Schlägerei gegeben und das Wortgefecht ging mit Gebrüll und Drohgebärden im Schulzimmer weiter.

Es wurde Mittag und es wurde Abend....und der zweite Tag sass mir schon wie ein riesiges Gespenst im Nacken.

Während der folgenden Wochen sank ich jeden Abend um 7 Uhr erschöpft ins Bett, meistens mit der Überzeugung, überhaupt nichts erreicht zu haben. Um 5 Uhr morgens stand ich wieder im Schulzimmer. Diese Vorbereitungszeit brauchte ich vor allem für mich selber, um Ruhe und Sicherheit wenigstens ansatzweise zu gewinnen. Um 8 Uhr stand ich dann gewappnet im Schulzimmer: Freundliches Gesicht, zitterndes Herz, banges Erwarten.

Nie war ich im Schulhaus oder auf der Strasse anzutreffen, wenn meine Schüler unterwegs waren. Dazu fehlten mir Mut und Kraft. Das Schulzimmer als Arena genügte mir vollauf.

Irgendwie lernte ich darin zu überleben. Ich musste akzeptieren, dass meine Vorbereitungen manchmal gar nichts wert waren. Ich ertrug wahre Gewitter von Wutausbrüchen, weil ein Schüler sich auf der Strasse gerade eine Ohrfeige eingehandelt hatte, weil ein Vater ungerecht war oder der Bruder in die Hölle verwünscht wurde. Manchmal kamen meine eigenen Ausrutscher dran oder meine allzu schöne Schulschrift.

Dies alles war Neuland für mich – in einer Zeit (1967), da Disziplin und Ruhe in Schulklassen zur Normalität gehörten.

Eher zufällig ist dann eine Art Ritual entstanden. Ich wollte wohl eine Singstunde abhalten und brachte meine Ukulele mit. Ich konnte nur einige Akkorde spielen, aber das Instrument gab mir etwas Halt. Natürlich sang keiner mit. So sang ich allein.

„Noch eines“, sagte der Alpha.

Von diesem Tag an begann der Schulmorgen stets mit 20 Minuten Gesangsvortrag meinerseits.

„Still, das Fräulein singt!“ befahl der Alpha bei jeder Störung. Ob man dies unter „Schulunterricht“ abbuchen konnte, bezweifelte ich. Aber die Ruhe war wunderbar. Ich sang das schlechte Gewissen tapfer mit Lumpenliedern weg.

Gegen Ende meines Vikariats hatte ich Geburtstag. An diesem Tag war um 8 Uhr kein Schüler zu sehen. Ich wartete 5, 10, 15 Minuten. Nichts. Hatten sie alle zusammen beschlossen zu schwänzen? Um 5 Minuten vor 9 wurde die Tür aufgestossen und alle kamen polternd herein. Der Alpha trug einen riesigen Fruchtkorb. „Wir mussten noch einkaufen, weil Sie doch Geburtstag haben“.

Irgendwo hatte ein Schüler die Information aufgeschnappt.

Ich war überwältigt.

Die Zeit danach war nicht wirklich einfacher. Jeder Tag war immer noch eine Herausforderung, die mich an Grenzen brachte, die mir früher unbekannt gewesen waren. Momente der Verzweiflung, der Rat- und Hoffnungslosigkeit überwältigten mich oft und schienen meine Kräfte aufzufressen. Aber etwas in mir war wacher und aufmerksamer geworden. Vielleicht hiess das: Wir machen da etwas Gemeinsames. Etwas Wesentliches. Etwas, das ich gar nicht definieren konnte.

Aber als die drei Wochen vorbei waren, atmete ich auf. Der tägliche Eindruck, zu wenig schulische Ziele erreichen zu können, mich dauernd intensiv in Frage stellen zu müssen, hatten mich zermürbt. -

*Nie wieder.*

Nach vielen Jahren inmitten von Kindern in Familie und Schule, wie ich es mir immer gewünscht hatte, bin ich an der eccola gelandet.

Schöne Buchstaben vorschreiben, Rechnen und Lesen beibringen wie seit jeher, das ist mein Beruf. Ich liebe es zuzusehen, wie Kinder mit Freude Neues entdecken und lernen wollen.

Aber die eccola ist eine spezielle Schule. In meiner kleinen Primarklasse sind Kinder, deren Weg schon früh mit schwierigsten Erlebnissen verbarrikadiert und zugestapelt worden ist. Oft sind sie so verletzt, dass sie sich nur noch mit Verweigerung und Aggressivität wehren können. Da wird das Lernen schwierig bis unmöglich.

In den fünf eccola-Jahren habe ich oft an jene „Hilfsklasse“ gedacht. Damals war ich wohl zu jung, um wirklich zu erfassen, worum es da gerade auch für mich ging. Ich selbst war da in meiner Hilfsklasse.

Auch meine Primarschüler bringen mich immer wieder an schmerzhaftes Grenzen. Meine Vorbereitungen sind öfters nicht brauchbar, weil der Tag anders verläuft als geplant, weil das Kind seine eigenen Gesetze hat. Oft bin ich verzweifelt und entmutigt über unsere Welt, die kleinen Kindern so schwere Lasten auferlegt, über meine Unfähigkeit, daran etwas zu ändern.

Manchmal sinke ich Abend für Abend erschöpft ins Bett und der folgende Tag sitzt mir schon wie ein Ungeheuer im Nacken.

Aber immer wieder passiert das Wunder, dass ein Primarschulkind seine natürliche Lernfreude entdeckt; dass wir zusammen Stunden „verspielen“ und ich weiss, dass das richtig ist, trotz mahnendem Lehrergewissen; dass wir verrückte Geschichten erfinden und dabei ein Stück wahres Leben entdecken. Immer wieder geschehen kostbare Momente der Begegnung in Worten oder Blicken, unter einzelnen Kindern oder zwischen ihnen und mir. Manchmal ist es auch einfach ein echter fairer Bubenkampf, der Klarheit schafft in einer wirren Stunde.

Dann bin ich einfach froh. - *Immer wieder.*

Mirjam Binet